



Eine wenig bekannte Persönlichkeit aus der Zeit des Dritten Reichs

von Winfried Hecht

Die Jahre des Nationalsozialismus beschäftigen nicht nur die an Geschichte Interessierten sowohl vor lokalem Hintergrund, wie im größeren Rahmen bis in die Gegenwart. Dabei kommen ins Blickfeld des Betrachters immer noch neue, bisher wenig oder überhaupt nicht beachtete Einzelheiten, Zusammenhänge oder Persönlichkeiten. Eher seltener fallen dabei Bezüge des Geschehens vor Ort zur damaligen nationalen Entwicklung ins Auge oder Menschen, die aus dem überschaubaren, heimatlichen Rahmen kamen und dann für die größere, allgemeine Geschichte eine Rolle gespielt haben. Unter solche aus Rottweil stammende Persönlichkeiten, die bislang kaum beachtet wurden und weitgehend vergessen sind, zählt Generalkonsul Dr. Dr. Fritz Gebhard Schellhorn.

Dr. Dr. Fritz Gebhard Schellhorn ist auf dem Rottweiler Stadtfriedhof in der Grabstätte der Großfamilie Schellhorn am östlichen Ende der Mittelachse beerdigt. Auf einer Grabplatte sind die Lebensdaten von Dr. Dr. Schellhorn festgehalten: Er wurde in Rottweil am 24. September 1888 geboren und starb am 4. Mai 1982 in Tübingen. Sein Vater war Rechtsanwalt und Notar Benedikt Schellhorn, der im wilhelminischen Rottweil eine gewisse Rolle spielte und als Kandidat des Zentrums den Einzug in den Deutschen Reichstag 1903 nur knapp verpasste (vgl. W. Hecht, Rottweil 1802 - 1970. Von der Reichsstadt zur Großen Kreisstadt. Rottweil 1997 S.139).

Fritz Gebhard Schellhorn war unter zehn Kindern das älteste und besuchte in Rottweil die Volksschule und das „Alte“ Gymnasium bei der Kapellenkirche, bis er ins Internat „Stella Matutina“ der Jesuiten nach Feldkirch in Vorarlberg ging. Er studierte nach dem Abitur Medizin in Tübingen, Berlin, München und Lausanne und wurde 1912 in Tübingen als Pathologe Assistent. Am 1. Weltkrieg musste er von Anfang bis ein paar Tage vor dem Ende des Krieges teilnehmen und erreichte offenbar den Rang eines Hauptmanns der Medizinal-Reserve. Von seinen Kriegserlebnissen stark erschüttert, wandte er sich von der Medizin ab und begann nach Kriegsende wiederum in Tübingen ein Studium der politischen Wissenschaften. Er schloss es gleichfalls mit der Promotion ab, um Anfang November 1920 in den Auswärtigen Dienst zu gehen. Dabei wurde er in Brüssel, Reykjavik, Wien und Paris tätig. In seiner Wiener Zeit war er Vertreter des Deutschen Reichs in der Kommission der Donau-Anliegerstaaten. Vom März 1931 bis Juli 1933 arbeitete Dr. Dr. Schellhorn in der deutschen Botschaft in Paris als Legationsrat; er sprach fließend französisch.



Generalkonsul Dr. Dr. Fritz Gebhard Schellhorn, 1940 oder 1943.

Vorlage: Tudora Schellhorn

In Paris trat Dr. Dr. Schellhorn der örtlichen Gruppe der NSDAP bei, nachdem ihn zunächst die Idee der „Volksgemeinschaft“ faszinierte,

wie sie ohne Stände, ohne Klassen und ohne konfessionelle Bindungen von der Nazi-Partei propagiert wurde.

Im Juli 1933 wurde er nach Berlin zurückgerufen und betätigte sich auch im SS-Reitersturm, einer Formation, der vom Internationalen Militär-Gerichtshof beim Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozess ausdrücklich bestätigt wurde, dass sie nicht in mörderische Aktivitäten verwickelt gewesen sei. Schellhorn arbeitete in Berlin in der Kultur-Abteilung des Auswärtigen Amtes und entwickelte auf jeden Fall seit dem „Röhm-Putsch“ im Sommer 1934 zunehmende und erhebliche Zweifel am Kurs der Hitler-Regierung und lehnte ihren Gewalt-Kult ab. Statt politischer Aufgaben suchte er deshalb mehr und mehr kulturelle Verantwortlichkeiten. Schon im Mai 1934 wurde er nach Czernowitz in der Bukowina in der heutigen West-Ukraine versetzt und wurde dort Generalkonsul.

Mit der landschaftlich reizvollen Bukowina am Nordhang der Karpaten und ihren Menschen recht unterschiedlicher Volkszugehörigkeit fühlte sich Dr. Schellhorn rasch sehr verbunden. Czernowitz selbst ist heute eine größere Gebietshauptstadt der Ukraine, gelangte 1774 an Österreich, wurde 1918 rumänisch und gehörte 1940/1941 und wieder seit 1944 zur Ukrainischen SSR innerhalb der Sowjetunion.

„Einer der erfolgreichsten Judenretter“

In der Bukowina wurde Generalkonsul Schellhorn „einer der erfolgreichsten ‚Judenretter‘ und der mit Abstand erfolgreichste deutsche“. Er hat dabei „unglaubliche Courage“ bewiesen, was auch der Vergleich mit den entsprechenden Bemühungen von General Johannes Blaskowitz zu Gunsten von Polen und Juden im Winter 1939/1940 nach dem „Polenfeldzug“ zeigen kann (vgl. F.-Chr. Stahl, Generaloberst Johannes Blaskowitz. In: G. Überschar (Hrsg.), Hitlers militärische Elite I. Von den Anfängen des Regimes bis Kriegsbeginn. Darmstadt 1998 S.22ff.) Schellhorns Wirken kam aber auch in Czernowitz lebenden Rumänen zugute. Als die Rote Armee im Juni 1940 die Bukowina besetzte, brachte Dr. Dr. Schellhorn die Sowjets dazu, mehr als 10000 Rumänen ausreisen zu lassen. Man gab diesen Personenkreis als Deutsche aus, weshalb Schellhorn den Leiter der Umsiedlungskommission in Moskau aufsuchte. Marschall Antonescu, der als autoritärer Führer bald an die Spitze des rumänischen Staates trat, hat Schellhorn dies nie vergessen. Nicht gelungen ist es damals, auch Juden aus Czernowitz mit der deutschen Staatsangehörigkeit die Ausreise nach Rumänien zu ermöglichen.

Nachdem das deutsche Konsulat in Czernowitz im Dezember 1940 nach Jassy in Bessarabien verlegt worden war, erlebte Generalkonsul Schellhorn dort nach dem Überfall Hitlers und seiner Verbündeten auf die Sowjetunion schon am 28. Juni 1941 ein Pogrom, dem viele Tausend Menschen zum Opfer fielen, auch wenn Schellhorn mit entsprechenden Bemühungen „doch einige Menschenleben“ bewahren konnte. In Czernowitz marschierte die 3. rumänische Armee am 5. Juli 1941 ein. Wenige Tage später begann das Einsatzkommando 10b der deutschen Einsatzgruppe D mit Otto Ohlendorf an der Spitze zu wüten (vgl. dazu H. Sowade, Otto Ohlendorf. Nonkonformist, SS-Führer und Wirtschaftsfunktionäre. In: R. Smelser, E. Syring, R. Zitelmann (Hrsg.), Die braune Elite I, 4. Aufl. Darmstadt 1999 S.192). Schellhorn begab sich umgehend nach Czernowitz und nahm Fühlung mit dem örtlichen Kommandanten des Einsatzkommandos auf. Er verwies auf seine Zugehörigkeit zur NSDAP und machte andererseits deutlich, Czernowitz liege auf rumänischem

Hoheitsgebiet, so dass das Vorgehen des Einsatzkommandos zu diplomatischen Verwicklungen führen könne. Nach Kontakten Schellhorns zu verschiedenen rumänischen Stellen teilte ihm ein SS-Sturmbannführer namens Persterer wenige Tage später mit, das Kommando habe seine Exekutionen sofort nach dem Kontakt mit dem Generalkonsul eingestellt. Schon zuvor waren bei dieser Gelegenheit 524 Menschen getötet worden. Kurze Zeit später zog das Einsatzkommando ab.

Im November 1941 wurde der Sitz des Konsulats von Dr. Dr. Schellhorn wieder zurück nach Czernowitz verlegt. Schon unter dem 12. Oktober 1941 war Schellhorn von einem dortigen rumänischen Bankdirektor gebeten worden, umgehend nach Czernowitz zurückzukehren, weil dort die jüdische Bevölkerung in einem Ghetto zusammengezogen wurde, um deportiert und anschließend „liquidiert“ zu werden. Schellhorn war sich von Anfang an über die Schwierigkeit der Situation im Klaren, denn Berlin und Bukarest huldigten zu diesem Zeitpunkt einem so gut wie schrankenlosen Antisemitismus. Auch der deutsche Gesandte in Rumänien, SA-Obergruppenführer Manfred von Killinger als Vorgesetzter des Generalkonsuls, lag diesbezüglich trotz mancher Vorbehalte gegen die SS absolut auf der Linie der NS-Partei. Dr. Dr. Schellhorn riskierte demnach nicht nur sein Amt, sondern Freiheit, ja Leib und Leben, wenn er sich wenige Wochen vor der Wannsee-Konferenz helfend an die Seite der verfolgten Juden stellte. Und dies war ihm offensichtlich bewusst.

Generalkonsul Dr. Schellhorn nutzte in dieser Situation seine auch menschlich ausgezeichneten Kontakte zu verschiedenen wichtigen rumänischen Stellen. Andererseits machte er deutlich, es sei wirtschaftlich unverantwortlich, in der damaligen Lage angesichts der deutschen kriegswirtschaftlichen Interessen Tausende Juden zu deportieren, was an Argumente von Oskar Schindler in ähnlicher Lage denken lässt. Marschall Antonescu ordnete darauf persönlich an, die „Evakuierung“ der Czernowitzer Juden vorerst zu stoppen und 20000 Menschen aus diesem wirtschaftlich wichtigen Personenkreis von der beabsichtigten Maßnahme auszunehmen; entsprechende Listen waren der Spitze des rumänischen Staates vorzulegen.

Die aufgelisteten 20000 Juden blieben auf Dauer davon verschont, deportiert und umgebracht zu werden. Von den anderen Czernowitzer Juden wurden bis Juni 1942 drei Transporte nach Transnistrien abtransportiert. Dr. Schellhorn bemühte sich weiter, möglichst viele von ihnen vor diesem furchtbaren Schicksal zu bewahren und hatte bei Hunderten von ihnen Erfolg. Danach entwickelte sich die Kriegslage so, dass die schlimme Bedrohung der Czernowit-

zer Juden allmählich ihren ärgsten Schrecken verlor. Diese Entwicklung der Ereignisse ist übrigens durch eidesstattliche Erklärungen so honoriger Zeugen wie des späteren Tübinger Romanisten Ernst Gamillscheg und von Professor Franz Babinger (München) beglaubigt.

Bis 1955 in sowjetrussischer Gefangenschaft

Als im März 1944 die Rote Armee die westliche Ukraine erreichte, wurde Dr. Schellhorn der deutschen Botschaft in Bukarest zugewiesen. Am 2. September 1944 nahmen die Rumänen das deutsche Botschaftspersonal gefangen und lieferten auch den Generalkonsul an die Sowjets aus, zu denen Rumänien nach dem Sturz von Antonescu übergegangen war. Aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft wurde Dr. Fritz Gebhard Schellhorn erst 1955 entlassen. In den folgenden Jahren zeichnete er bis 1961 seine Erlebnisse akribisch auf (vgl. dazu vor allem Dr. Dr. Fritz Gebhard Schellhorn, Generalkonsul a. D., Aufzeichnungen über die Ereignisse in Czernowitz und Jassy von Mai 1934 bis August 1944. Typoskript mit 86 Seiten und sechs anhängenden eidesstattlichen Erklärungen, im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, Nachlass Schellhorn, Fritz. Bestellnummer 5, freundlicherweise zugänglich gemacht von Dr. Hartwig Cremers, Saarbrücken).

Fritz Gebhard Schellhorn verstarb am 4. Mai 1982 in Tübingen und wurde in Rottweil an der Seite seiner Frau Ottilie Schellhorn geb. Bindewald (1911-1980) beigesetzt. In der Traueranzeige heißt es: „Ein großes Leben hat sich im Frieden Gottes vollendet“ (vgl. Schwäbische Zeitung/Schwarzwälder Volksfreund Nr. 108 vom 12. Mai 1982).

Der Nachlass von Dr. Dr. Schellhorn mit zahlreichen, sorgfältig von ihm verfassten Berichten befindet sich größtenteils im Archiv des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik Deutschland. In verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften wie der Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik (2011) oder den Südostforschungen (2014) wurde das Wirken von Generalkonsul Dr. Dr. Schellhorn in Czernowitz und Jassy kompetent und in den Einzelheiten belegt dargestellt (Dankenswerte Hinweise von Hartwig Cremers, Saarbrücken, der sich in diesem Zusammenhang große Verdienste erworben hat und dem Verfasser seinen Artikel „German Consul Fritz Schellhorn's Interventions on Behalf of Jews in Czernowitz“ zugänglich machte). Generalkonsul Schellhorns „Geschichte“ wurde auch von Chefredakteur David Silberklang von der Yad Vashem Review in die Öffentlichkeit gebracht (2018).



Grabplatte von Dr. Dr. Fritz Gebhard Schellhorn auf der Familien-Grabstätte Schellhorn auf dem Stadtfriedhof Rottweil an der östlichen Mittelachse. Foto: Pfannes

Zur Bildhauerkunst unter Hakenkreuz und Totenkopf

von Hugo Siefert

Die Rottweiler Bildwerke Liebe und Mutterglück

„Ein Fackelzug der Nationalsozialisten (SA. und SS.)“, schrieb die Schwarzwälder Bürgerzeitung (SBZ) am 6. März 1933, einen Tag nach der Reichstagswahl, bei der die NSDAP in Rottweil 27,5 Prozent der Stimmen bekommen hatte, „bewegte sich unter polizeilichem Schutz durch die Hauptstraßen der Stadt. Beim Markbrunnen trug sich ein kleiner Zwischenfall zu, dem aber keine Bedeutung zukommt.“

Angenommen der Kreiskulturamtsleiter „Pg. Bühler, Rottweil“, sei mitmarschiert. Er könnte die Brunnenpyramide betrachtet, lange mit anderen Parteigenossen diskutiert und damit die Demonstration unnötig aufgehalten haben.

Vielleicht hat 1937 – übrigens im selben Jahr, in dem „Entartete“ Kunst in München ausgestellt (1) und in Hannover die Oper Die Fasnacht von Rottweil (2) des „tönenden Deutschtümlers“ (3) Wilhelm Kempff uraufgeführt wird – der Aufenthalt am Straßenkreuz NS-Ortsgruppe und Rathaus dazu veranlasst, lokale Kulturpolitik zu betreiben, die Brunnensäule zu sanieren und vier der nationalsozialistischen Bewegung verpflichtete Buntsandsteinplastiken aufstellen zu lassen. (4)

Neben Laster und Planeten sollen also jetzt Arbeiterschaft und Arbeitsdienst, Nährstand und Wehrmacht die neue Ständeordnung versinnbildlichen, neben der indes die Tugenden mit der Liebe, der Mutterliebe nämlich, bestehen bleiben.



Liebe in der Markbrunnen-Säule (um 1540).

Foto: Siefert

Von ihr ließ sich auch Karl Calwer inspirieren. Sein Mitte der dreißiger Jahre geschaffenes tö-

nerne „hübsches“ (5) Mutter-Kind-Bildwerk war ursprünglich über dem Eingang der Wohnanlage Schafstall an der Kaiserstraße 16 angebracht.

Der politische Zusammenhang seiner Entstehung, etwa als „Kunst am Bau“, ist anders als bei seinem Rottweiler Kollegen Otto Kopp (6) so wenig gesichert wie die Einschätzung des Künstlers, etwa als staatstragender Partei- und Tendenzkünstler oder als Unerwünschter. In Alfred Rosenbergs Proskriptionslisten der „Entarteten“ wurde der Meister jedenfalls nicht aufgenommen, und sein Mutterglück hat das Dritte Reich überlebt.



Calwers Mutterglück.

Foto: Siefert

In drei Teile zerschnitten und wieder zusammengesetzt, wurde es nach dem Abriss des Gebäudes frei auf dem Boden stehend vor den Neubau platziert. Man kann also nahe herangehen, Details wie die Narben der Zerlegung betrachten, die Skulptur im Raum erleben und sich Gedanken machen, welche Ideen sie wohl verkörpert. Möglicherweise hat der Künstler Goethes Aufruf für den Verein der deutschen Bildhauer (1817) berücksichtigt, es sei „Hauptzweck aller Plastik, die Würde des Menschen innerhalb der menschlichen Gestalt“ (7) darzustellen, Humanität somit buchstäblich in Stein zu meißeln. (8)

Nur kulturpolitische Zwischenspiele?

Kulturpolitisch waren die Machthaber freilich schon früh aktiv geworden. Während in Rottweil am 22. Mai 1933 bald nach dem „Zwischenfall“ am Markbrunnen die propagandistische „nationale Bewegung“ für den Besuch des Schlager-Films „Blutendes Deutschland“ warb (9), landeten bereits seit dem 10. Mai (und bis 21. Juni) überall im Reich unerwünschte Bücher auf zahllosen Scheiterhaufen.

Trauriger Höhepunkt war der 20. März 1939, als Nationalsozialisten 1004 Gemälde, 3829 Zeichnungen, Aquarelle und Grafiken unwillkommenen Künstler im Hof der Berliner Hauptfeuerwa-

che verbrannten – und „ein halbes Jahr später brennt Europa“. (10)

Während Autodafés und Bildersturm bewusst vor aller Augen stattfanden, lief die „Luzerner Aktion“ weniger öffentlich ab. Am 30. Juni 1939 wurden in der Galerie Fischer 125 „Fremdkörper“ („russifizierte oder bolschewisierte“ Kunstwerke) „abgestoßen“. Die Versteigerung spülte zwar gewinnbringend Devisen in die nationalsozialistische Staatskasse, war aber geradezu eine Rettungsaktion, die der Mit- und Nachwelt viele Spitzenwerke der Verfeimten erhalten hat. Gelegentlich widersprachen aber prominente Parteigrößen kunstfeindlichen Unternehmungen: Anfangs soll sich Joseph Goebbels gegen die Diffamierung der künstlerischen Moderne gewandt und deren Vertreter insgeheim gefördert und später die verhaltenen Formen und die religiöse Ausdruckskraft der Bildwerke Barlachs geschätzt haben. (11) Dann habe Reichsjugendführer Baldur von Schirach seinen Respekt vor Käthe Kollwitz offen bekundet. (12) Aber wer mag Adolf Hitler schon die trotzige Behauptung beim Besuch der Biennale 1934 in Venedig (13) abgenommen haben, in Deutschland würden Künstler gefördert und nicht ausgenutzt?

Emil Sutor und seine Kollegen Josef Beuys und Anselm Kiefer

Zum Goldhochzeitsjubiläum von Maximilian Egon II. Fürst zu Fürstenberg und Irma Fürstin zu Fürstenberg am 19. Juni 1939 wollte die Stadt Donaueschingen unter dem nationalsozialistischen Bürgermeister Eberhard Sedelmeyer dem Fürstenpaar ein besonderes Geschenk machen. Den Auftrag erhielt der Offenburger Bildhauer Emil Sutor (14), der termingerecht eine bronzene Mutter-Kind-Skulptur schuf, die sich über der Schale des Irma- oder Mutterbrunnens im Donaueschinger Karlsgraben erhob.



Mutter mit Kind I und II (August 1939).

Foto: Privat

Der Gewinn der Goldmedaille für sein Flachrelief Hürdenläufer beim Olympiade-Kunstwettbewerb 1936 öffnete dem Künstler Türen für weitere staatliche Aufträge, von denen die völkischen Stillleben Amazonen, Germanische Familie, Die Gemeinde, das SA-Denkmal für Singen am Hohentwiel mit seinen stilisierten Kriegerern sichtbar martialisch ausfielen. Sie realisierten damit die ebenfalls 1936 in der Ausstellung „Die Auslese“ aufgestellte Absicht, eine Brücke zwischen „Kunst und dem lebendigen Leben des Volkes“ zu schlagen.



Emil Sutors *Germanische Familie*.

Repro: Siefert

Die Arbeiten entsprachen nicht nur Hitlers auf der Tafel über dem Eingang des Münchner Hauses der Deutschen Kunst angebrachten Kurzfassung der nationalsozialistischen Kulturdoktrin: Kunst ist eine erhabene und zum Fanatismus verpflichtende Mission, sondern ersetzen – dem umstrittenen Kunsthistoriker Hans Sedlmayr folgend (15) – die kunsthistorischen und kunstästhetischen Kriterien „gut“ und „schlecht“ durch „gut“ und „böse“. Mit der Präsentation seiner nachgegossenen, der antiken Plastik nachempfundenen, die Geschlossenheit des voluminösen Körpers und den klaren Aufbau des Neoklassizismus demonstrierenden Irmabrunnen-Figuren im Saal 02 der Großen Deutschen Kunstausstellung 1939 rückte Emil Sutor zwar nicht in die vorderste Reihe der von Arno Breker, Josef Thorak oder Fritz Klimsch angeführten prominenten „artgerecht“ arbeitenden Bildhauer. Das Marmorbildwerk Mutter (mit ihrem Kind im Schoß) dagegen schaffte es in die Große Deutsche Kunstausstellung 1940 und in die Oberrheinische Kunstausstellung ein Jahr darauf. „Im Besitze des Reichsführers SS Himmler“ (16), hieß es, der sich bisher nicht als besonderer Kunstkennner und -liebhaber hervorgetan hatte. Da Völkisches und Rassistisches (17) unmittelbar nach dem Krieg verpönt waren, richtete sich Emil Sutor jetzt nach biblischen Motiven; er schmückte die Mannheimer Bonifatiuskirche aus, schuf für die Offenburger Stadtheilige Ursula eine Säule und schenkte mit der Rehkitz-Skulptur Bambi der Medienwelt eine Art deutschen Oscar.

An dieser Stelle mag man sich Gedanken machen über die Diskrepanz von Ruhm und Rang gerade dieses Bildhauers. Sollen die artgerech-

ten Werke in Erinnerung bleiben oder einfach vergessen bleiben? „Wer mit Pfeilen eine Wolke erlegen will, wird vergeblich seine Pfeile verschießen“, notierte der wunderliche Poet und Skulptor Hans Arp, „viele Bildhauer sind solche wunderliche Schützen“. (18)

Dass auch der 1986 gestorbene Aktionskünstler, Bildhauer und Stuka-Flieger Josef Beuys wie Emil Sutor eine Art Germanenkult gepflegt hat, fand zuletzt Peter Riegel heraus. (19)

Sein 1945 in Donaueschingen geborener und bei ihm von 1970 bis 1972 in Düsseldorf studierender Maler und Skulptor Anselm Kiefer hat sich mit derlei künstlerisch nicht mehr auseinandersetzen müssen. Im Gegenteil: „Ich habe höchstens Ängste davor“, äußerte er 1990 in einem Interview (20), „dass die Zustände vom Dritten Reich wieder kommen.“

Ein Schäferhund, eine Gans und zwei Bären

Nicht zu den bisher betrachteten großen Stein- und Tonskulpturen gehört der während der Zeit des Nationalsozialismus zweifellos von vielen häuslichen Kommoden herunterblickende Schäferhund aus Porzellan.

Dass fast 100 Dachauer KZ-Häftlinge im Bereich des SS-Ausbildungslagers Allach für die Herstellung solcher kleinen Kunsthandwerkstücke schuften mussten, war wohl nur wenigen bekannt. Das SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt, dem die Konzentrationslager und die vielen Porzellanmanufakturen unterstanden, wollte jedoch das große Bedürfnis nach Tierplastiken als Wohnzimmerschmuck stillen und ließ zudem Figuren produzieren, die andere als „erhabenheitskitschig“ (21) oder bloßen Nippes abtaten.

Zwei weitere Personen kannten die große Nachfrage nach Tierplastiken. Der eine, Efka-Fabrikant und Präsident der Industrie- und Handelskammern Rottweil und Stuttgart (1935), Fritz Kiehn, zudem Reichstagsabgeordneter der NSDAP, SS-Obersturmbannführer und Mitglied in Heinrich Himmlers Persönlichem Stab, erwarb Bildwerke des anderen, gleichgesinnten, von ihm hochgeschätzten und vor allem wegen seiner afrikanischen Tierfiguren bekannten Bildhauers Fritz Behne. Im Bad Dürreimer Kurpark und in einem kleinen, am Ende aber wegen schwindender Besucherzahlen geschlossenen Museum waren Werke des Künstlers zu sehen.

Geliebt wurde jedoch Fritz Behnes zehn Jahre jüngere Kollegin Renée Sintenis, ein Star im Berlin der Goldenen Zwanziger, vor allem und wieder wegen ihrer Tierskulpturen, die wirklich liebenswert und anders als der NS-Kitsch auf heroische Weise unheroisch waren. Wie dichtete doch Joachim Ringelnatz so schön auf die Bildhauerin: Wann sieht ein Walfisch wohl je / Ein Reh – / Ach du! Renée!

Ihre bekanntesten Tierfiguren sind indes die Berliner Bären. Der eine wies am früheren Westberliner Autobahn-Kontrollpunkt Dreilinden den Weg in die geteilte Stadt, mit dem anderen, sozusagen dem silbernen Gegenstück zu Sutors Bambi, werden die besten Ak-

teure bei den Berliner Filmfestspielen ausgezeichnet. Wegen einer gelungenen Erpel-Plastik ist Richard Bampi deswegen berühmt geworden, weil er im Freiburger Schlossgarten einer Gans ein Denkmal setzte, die angeblich die Bevölkerung durch ihr Schnattern auf den Bombenangriff am 27. November 1944 aufmerksam gemacht hat.

Wesentlichen Anteil an der Gestaltung des vom Villingen Bürgermeister Hermann Schneider (NSDAP) 1934/35 initiierten Kurgartens hatte Richard Bampi. Die Majolika-Figuren aus seiner Kanderner Fayence-Manufaktur schmückten die mit Hilfe von Arbeitsbeschaffungsprogrammen gebaute Anlage, die Teil eines künftigen Kneippkurorts werden sollte. Für die Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur e.V. sind das Unternehmen und Bampis Kunstwerke ein „Zeitzeugnis für die Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus“. (22)

Am Schluss stößt der Betrachter der Liebe in der Rottweiler Marktbrunnenpyramide unweigerlich auf Paragone, den Wettstreit zwischen Malern und Bildhauern in der Renaissance, in der die Mutter-Kind-Skulptur ja geschaffen wurde. Dort war – und ist wohl noch heute – Anstrengung das Argument der Bildhauer, nämlich die unsägliche körperliche Mühe, die es kostet, um die Kunst aus dem Stein zu meißeln und Wahres, Gutes und Schönes zu schaffen.

Anmerkungen:

- (1) Vgl. Rede Hitlers anlässlich der Einweihung des Hauses der Deutschen Kunst in München, 19. Juli 1937, in: Michaelis/Schraepfer (Hg.), Ursachen und Folgen, Band 11, Seite 79f.
- (2) Am 27. November.
- (3) So Fred K. Prieberg 1982: Musik im NS-Staat, Frankfurt a. M., Seite 397.
- (4) Vgl. Willi Stähle 1974: Steinbildwerke der Kunstsammlung Lorenzkapelle Rottweil, Rottweil, Seite 222f.
- (5) Vgl. Augusta Hönles Leserbrief in: Schwarzwälder Bote, 12. August 2015.
- (6) Vgl. Wolfgang Vater: Bildhauer Otto Kopp in Rottweil 1936-1951, in: Rottweiler Heimatblätter (RHbl) 79. Jahrgang (2018) Nr. 5.
- (7) Weimarer Ausgabe 1; 49.2, Seite 58
- (8) Vgl. das ähnliche Standbild in der Kapelle des Bauernhofs der SWR-Fernsehserie Die Fallers, Folge 930 Intensivstation, 9. April 2017.
- (9) Anzeige in: SBZ, 22. Mai 1933.
- (10) Zeit-Magazin 26, 19. Juni 1987.
- (11) Ralf Georg Reuth ³1995: Goebbels – Eine Biographie, München, Seite 304.
- (12) Reinhard Müller-Mehlis 1976: Die Kunst im Dritten Reich in München, Seite 346.
- (13) Süddeutsche Zeitung, 12. Oktober 2018: Essener Ausstellung Unheimlich Real.
- (14) W. E. Oeftering: Der Bildhauer Emil Sutor, in: Ekkehart, Jahrbuch für das Badner Land 20. Jahrgang (1939), Seiten 115 bis 123, und Günther Röhrdanz, Natürliche Anmut und beseelter Ausdruck. Zu den Arbeiten des oberrheinischen Bildhauers Emil Sutor, in: Die Kunst für alle, 59. Jahrgang, Heft 4 (April 1944), Seite 108.
- (15) Hans Sedlmayr lehrte 1936 bis 1945 in Wien; in seinem Buch Verlust der Mitte – die Bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symptom der Zeit (1948) sah er keinen Unterschied zwischen Humanität und Entartung.
- (16) Siehe Röhrdanz, Natürliche Anmut und beseelter Ausdruck, Seite 108.
- (17) Wilhelm Pinder: »Wie das Blut, so die Kunst« und: Kunstgeschichte sei Rassengeschichte.
- (18) Zitiert: Welt der Literatur, 4. Februar 1965.
- (19) Süddeutsche Zeitung, 9. Mai 2018.
- (20) Neue Zürcher Zeitung, 6. Januar 1990.
- (21) Vgl. Gudrun Brockhaus' Lesung in der Münchner Seidvilla am 16. Januar 1998.
- (22) Veranstaltung zum Thema Kulturgarten Villingen am 28. Juli 2018.